



# Unterhaltungsblatt

## Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1901. \* № 19.

### Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Einen Grog sollen S' haben,“ sagte Emma gönnerhaft zu dem Kammerdiener. „Schauen S' nur, daß Sie bald wieder da sind.“

„Wie wär's denn mit ein' Zigarri, Jean?“ fragte der Kutscher. „Sie erlauben do', Fräul'n Emma, daß m'r da bei Ihna in der Kuchel ein bissel rauchen?“ fügte er höflich hinzu.

„Na — meinetwegen. Ausnahmsweis! — Das heißt, wenn der Jean was Gutes bringt.“

„Und ob!“ beteuerte der Kammerdiener. „Havanna — aus dem besten Kistel. Morgen sagt er doch nix, weil er heut' so grob war. Und für Ihnen ein paar ägyptische Zigaretten, nicht wahr, Emma?“

„Wenn S' so gut sein wollen,“ lächelte die Köchin dankbar.

Jean holte noch einen dritten Grog für den „Alten“; dann kam er wieder, ein paar vielversprechend aussehende Zigarren und etliche Zigaretten in der Hand. Aufatmend ließ er sich auf einen Stuhl fallen, bot Pepi eine Zigarre, überreichte Emma die Zigaretten und sagte: „Jetzt bitte ich um mein Glas. Eine Stunde lang bin ich frei.“

„Was macht er denn?“ fragte Emma, während sie für Jean den Grog mischte.

Der Gefragte spie erst die abgebissene Spitze seiner Zigarre aus, kniff dann das linke Auge schalkhaft ein, setzte seinen Glühmängel in Brand und sagte endlich nach den ersten passenden Zügen mit besonderer Betonung. „Er schreibt! — In einer Stund' soll ich den Brief holen und heut' noch hinuntertragen.“

Die drei sahen sich blinzeln an und brachen dann in ein so lautes Gelächter aus,

daß das blanke Kupfergeschirr an den Wänden der Küche leise mitsummte. Als die verständnisinnige Heiterkeit sich ausgetobt hatte, faßte Emma die Ansicht der Tafelrunde in drei schwerwiegende Worte zusammen. Sie wischte die vor Lachen thränenden Augen und sagte: „Der alte Esel!“

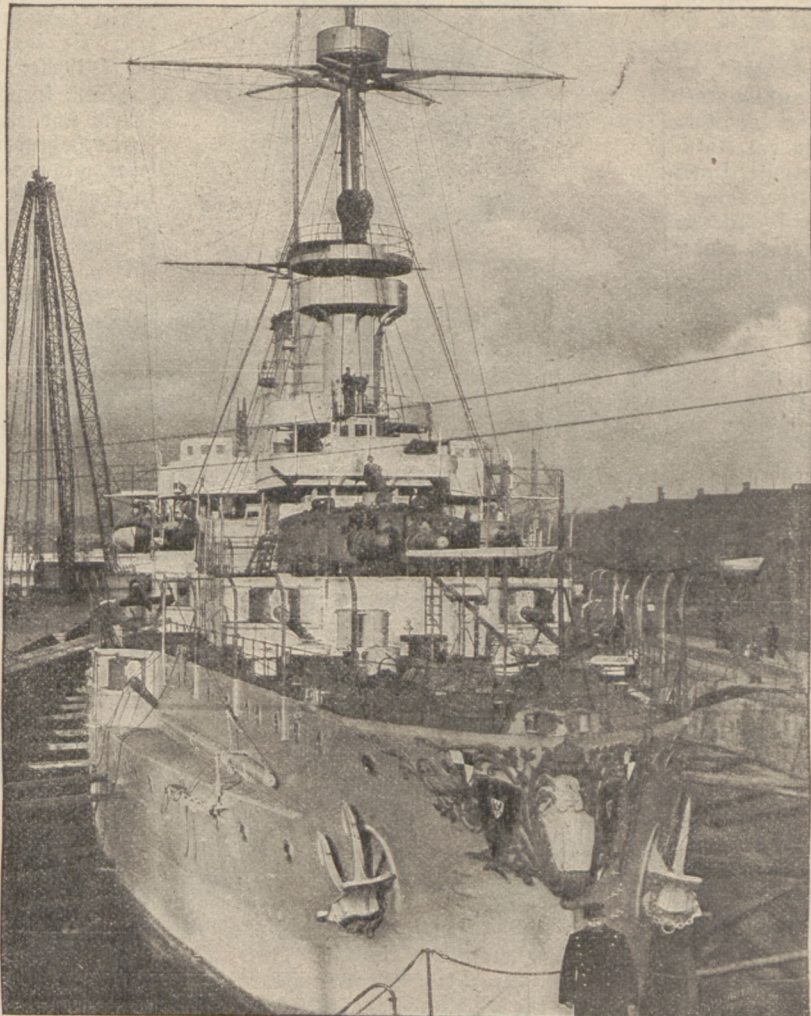
Herr Hohenberger schrieb richtig an Mohnblume, obwohl kaum eine Stunde vergangen war, seit er sich zugeschworen, mit dem albernen

Frauenzimmer nichts mehr zu thun haben zu wollen. Die alten Scholastiker waren eben kluge Leute, als sie den Satz aufstellten: Wenn die Ursache aufhört, hört auch die Wirkung auf. Die Ursache des trotzigen Vorsatzes des Herrn Hohenberger waren die Wut über die Enttäuschung des Abends, das physische Unbehagen und die Angst gewesen, er könne an seiner zärtlich gehegten Gesundheit Schaden genommen haben. Nun hatte sich aber die Wut über den Häuptern Jeans und Emmas ausgetobt, das Unbehagen war in der molligen Wärme des mit sybaritischem Luxus ausgestatteten Herrenzimmers von ihm gewichen, indem er auf der Chaiselongue lag und seinen Grog trank. Sowie er aber so recht behaglich erwärmt war, lachte er seiner Angst. Er war doch noch kein alter Seegreis, der auf jede Lebensfreude verzichten mußte, um der Pflege seines brüchig werdenden Leichnams zu leben — keine Spur! Er war ja zwar gerade kein Jüngling mehr, aber ein Mann in den besten Jahren — er durfte sich's noch ganz gut zutrauen, Eindruck auf ein Frauenherz zu machen.

Da sich das aber so verhielt, warum hatte sich die Mohnblume ihm gegenüber so . . . so . . . so sonderbar betragen?

Er richtete sich aus seiner bequemen Lage auf, um von dem Tischchen zur Seite des Ruhebettes eine Zigarre zu nehmen und sie anzuzünden. Dann begann er ernsthaft über die schöne Unbekannte nachzudenken, während er die düstigen Wölkchen vor sich hinblies.

Es gab da nur ein Entweder — oder. Entweder diese geheimnisvolle Mohnblume war ein ganz scheußlich raffiniertes Frauenzimmer, eine Kofette, die es dem Liebhaber sauer merden ließ, um ihn zu weiß Gott welchen



Das Linienschiff „Kaiser Wilhelm der Große“ im Dock zu Kiel. (S. 148)  
 Nach einer Photographie von H. Renard in Kiel.

Dummheiten zu verleiten. Aber das war ja gar nicht möglich! Hohenberger hatte Scharfblick genug in der Beurteilung von Frauen, aus gründlichem Studium und reichen Erfahrungen gewonnenen Scharfblick — er lächelte selbstbewußt die Rauchwolken, die um ihn herwogten, an — um das auf den ersten Blick merken zu müssen. Dieses holdselige, bescheidende, über alle Maßen liebliche Geschöpf mit den süßen, unschuldsvollen blauen Augen eine abgeseimte Kofette — unmöglich!

Die lebhafteste Vorstellung des schönen Mädchens im Vereine mit dem genossenen Grog machte ihm ordentlich heiß; er erhob sich, öffnete den Schlafrock und begann aufgeregt hin und her zu gehen.

Nein — nein! Es war unmöglich, von vornherein ausgeschlossen, dieses Entweder. Das einzig Mögliche war und blieb das Oder. Dieses Oder besagte aber, daß die Mohnblume ein armes, gequältes, streng gehaltenes und verschüchtertes Kind war, dessen Temperament gerade hingereicht hatte, um den Wink des Mannes, der schon durch den ersten Anblick so mächtig auf das empfängliche Herzchen gewirkt hatte, zu befolgen, die Anzeige im „Tagblatt“ zu suchen, sie zu beantworten und zum Stelldichlein zu kommen. Dann aber war der armen Kleinen der Mut entfunken. Die ihr eingebläuten Vorurteile, die Angst vor den strengen Eltern, die Furcht vor dem Gerede der Welt — alles das und vielleicht noch einiges andere, Unbekannte, hatte zusammengewirkt, ihr das, was sie zu thun im Begriffe war, als höchst verbrecherisch und verwerflich erscheinen zu lassen. Sie hatte bereut, ihm geschrieben zu haben, hatte bereut, gekommen zu sein. Das war's! Das war's und nichts anderes als das — ein plötzlicher Anfall von Gewissensbissen, mit denen sich die Weiber ja so lächerlich viel zu schaffen machen, und weiter nichts.

Wenn sich das aber so verhielt, so wäre Rudolf Hohenberger der allergrößte Esel gewesen, wenn er nach dem ersten mißlungenen Versuche die Flinte wutentbrannt ins Korn warf. Er brachte sich dadurch um ein Abenteuer, das vielleicht das holdseligste seines ganzen langen, bewegten Lebens werden konnte. Im Gegenteile — je schwerer, um so eifriger mußte er hinterher sein. Gleich morgen mußte er ihr schreiben, sie bitten, sie bestürmen, ihr Sonne und Mond vom Himmel herunter versprechen. Sie antwortete schon, das war sicher. Und sowie die Antwort da war, gleich einen neuen Brief, und so immer weiter, bis sie sich endlich erweichen ließ und zu einem neuen Stelldichlein kam. Das würde dann schon anders verlaufen, ganz anders.

In den Adern des Herrn Hohenberger begann jeder Blutstropfen zu glühen. Er blieb rasch und kurz atmend stehen. Mit heißen Augen starrte er vor sich hin ins Leere, wo sich die berückende Vision ihm zeigte.

Aber wozu bis morgen warten? Das süße Mädel fragte gewiß morgen schon auf dem Postamte nach einem Briefe. Und wenn sie da enttäuscht abziehen mußte, wagte sie sich vielleicht ein paar Tage nicht hin, aus Scheu vor dem Postbeamten. Gleich jetzt mußte er schreiben und den Brief noch heute in den Kasten stecken lassen.

So kam es, daß der getreue Jean den einstündigen Urlaub erhielt, den er in der Küche fröhlich verlebte.

Aus der einen Stunde wurden fast zwei. Herr Hohenberger brachte ein wahres Meisterstück von einem Liebesbrief zu stande, das er ausfeilte wie ein Dichter ein Sonett, mit dem er sich an einem Wettbewerb beteiligen will. Alles kam hinein, und alles an seinen richtigen Platz, von dem aus es die größte Wirkung machen mußte.

Endlich war Herr Rudi mit seiner Leistung zufrieden. Er überlas den Brief noch einmal, schrieb die Adresse und klingelte dann dem Diener.

Jean trat mit der Miene des in tiefster Seele Gebränkten ein und fragte in wahren Grabestone: „Gnäd' Herr befehlen?“

Hohenberger sah erstaunt auf. In seinem Briefstellereifer hatte er ganz vergessen, daß er Jean ja gekündigt hatte. Beim Anblick der Duldermiene in dem Lakaiengesicht fiel's ihm wieder ein. Der Kerl schmolte. Eigentlich sollte er ihn schmolzen lassen. Er stibitzte ihm seine Zigarren, trank von seinen Weinen. Aber andererseits — Jean war im übrigen eine wahre Perle. Er kannte die Gewohnheiten seines Herrn ganz genau und schmiegte sich ihnen an. Das war mehr wert, als die paar Zigarren, die er wegrauchte, und die paar Flaschen Wein, die er widerrechtlich trank.

„Na, Jean,“ sagte Herr Hohenberger leutselig, „was ist denn Ihnen übers Leberl g'laufen? Sie machen ja ein G'sicht wie ein Leichenansager.“

Mit vibrierender Stimme antwortete der



Emilio Aguinaldo. (S. 148)

Diener: „Das werden Euer Gnaden schon wissen.“

„Ah — wegen zuvor? Daß ich Ihnen gekündigt hab'? Na, das wird nicht so heiß gegessen, wie gekocht. War halt ein bißel giftig. Sie sind lang genug bei mir, daß Sie wissen könnten, was ich einmal im Zorn sag', ist nicht so böß' gemeint. Hab' ich g'schimpft auch?“

„Einen Galgenstrick haben mich Euer Gnaden g'heißt,“ berichtete Jean gekränkt.

„Hm, hm, hm — das is freilich arg. Da müssen wir ein Pflaster draufspicken, auf die beleidigte Ehr'. Da sind fünf Gulden. Ist's groß g'nug, das Pflaster?“

Jetzt grünte Jean bis an die abstehenden Ohren. „Küss' d' Hand, Euer Gnaden. Das wär' ja gar nicht notwendig g'wesen.“

„Na, schon gut, schon gut! Und jetzt schauen S', daß der Brief in den Kasten kommt.“

Der Brief kam in den Kasten, aber auf dem Umwege durch die Küche, wo Emma und Pepi mit roten Köpfen und ein wenig glasigen Augen schmauchend einander gegenüber saßen.

„Jetzt geh' ich mit 'm Briefl,“ berichtete Jean mit unterdrücktem Lachen. „Und glücklich ist er, der Alte! Alle zwei Händ' hat er mir gedrückt, die Kündigung zurückg'nommen, mich um Verzeihung gebeten, und ein' Zehner hat er mir g'schenkt,“ log er kühn.

„Schön muß man sein, und ein Glück muß man haben!“ murkte der Kutscher neidisch.

In der Köchin aber war die Neugier stärker als die Habguth. Die Wundermär von den zehn Gulden beachtete sie gar nicht, dagegen sagte sie bettelnd: „Gehen S', Jean — lassen S' das Briefl 'mal anschau'n!“

Der Diener hielt ihr den Brief hin. Sie las buchstabiierend die Handschrift und brach dann in ein prustendes Lachen aus.

„Mohnblume — poste restante! Wie ein Firmling! Der alte Esel! Der alte Esel!“

7.

Hohenberger verbrachte die nächsten Tage in einem wahren Fieber der Erwartung. Je weiter die halbe Stunde, die er mit seiner geheimnisvollen Unbekannten in Zug und Wind auf der holperigen Straße verbracht, in die Vergangenheit zurückwich, um so heller und lieblicher stand das Bild jenes wundervollen Mädchens vor seiner Einbildungskraft.

Und dabei kein Lebenszeichen von ihr. Mit fiebernder Hand durchwühlte er jeden Morgen die Postfächer, die Jean ihm hereinbrachte; aber keiner von den Briefen trug die zierliche Handschrift jener Rohrpostkarte auf seinem Umschlag, und so wurden sie alle mit einem halbtauten Fluche zur Seite geschoben. Die Durchsicht der Post, früher ein Lieblingsgeschäft des reichen Privatmannes, war dem Entflammten eine ekle Arbeit, die er so spät als möglich und dann nur mit halber Aufmerksamkeit vornahm. Was waren ihm jetzt Einladungen und Geschäftsbriefe, da er immer nur an sie und wieder an sie dachte.

Der unleidliche Zustand steigerte sich immer mehr; am dritten Tage seines vergeblichen Harrens trieb es ihn schon zu ungewöhnlicher Stunde nach Hause, um nachzusehen, ob der Brief nicht in seiner Abwesenheit eingetroffen sei. Er fand ihn zwar nicht, dafür konnte er feststellen, daß Jean, der ihm mit verlegenerm Gesicht Auskunft gab, sehr stark nach Wein und Zigarren roch. Zu anderen Zeiten hätte Hohenberger, der nicht so verschwenderisch war, als er sich von der Welt gerne halten ließ, ein gehöriges Donnerwetter über das Haupt des Sünders niedergehen lassen. Heute sagte er nur zerstreut: „Aber Sie riechen ja fürchterlich nach Wein, Jean!“ und wandte sich, noch ehe der Bestürzte irgend eine Ausflucht hervorstammeln konnte, wieder zum Gehen. Er hatte die Sache offenbar im Moment wieder vergessen.

Am vierten Tage kam er dreimal ebenso unerwartet nach Hause, um einen enttäuschten Blick auf den Schreibtisch zu werfen, auf den die für ihn eingetrossenen Briefe gelegt wurden; am fünften ging er überhaupt erst abends aus, als die letzte Post vorüber war, ohne ihm etwas zu bringen.

Das Dreiblatt seiner Dienerschaft erheiterte sich natürlich täglich an ihres „Alten“ veränderten Wesen. Aber auch draußen in der Welt, in dem Kreise seines gesellschaftlichen Verkehrs, fiel es auf und verursachte Kopfzerbrechen. Er, der sonst fast jeden Tag mindestens eine halbe Stunde in irgend einem bekanten oder befreundeten Hause zugebracht hatte, um den Damen Artigkeiten vorzuspielen und mit den Männern ein Glas Wein zu trinken, besuchte in diesen Tagen keine Gesellschaft; in seinen Klub ging er zwar, aber er erregte dort die hellste Verwunderung durch sein verändertes Wesen, zumal beim Spiel. In dieser Gesellschaft, die von dem schweren Reichthum ihrer Mitglieder im Volksmunde der Millionärklub hieß, wurde das in Wien übliche Tarock zu dem ganz ungewohnt hohen Satze von einem Gulden für den Point gespielt, so daß Differenzen von hundert bis zweihundert Gulden trotz der

Meisterschaft, mit der das Spiel von allen behandelt wurde, nichts Seltenes waren. Hohenbergers Partner glaubten bis jetzt beobachtet zu haben, daß der als tückischer und zäher Spieler — „Maurermeister“ nannten sie das — berückigte Hohenberger die Verluste nicht bloß um der Schande willen fürchtete, sondern auch, weil ihm das Geld leid war; jetzt mußten sie erleben, daß eben der nämliche Rudi Hohenberger mit einer Wagehalsigkeit und einer Nachlässigkeit spielte, als ginge es um Bohnen. Er verlor Abend für Abend seine sechs- bis achthundert Gulden; seine Partner bekamen fast das ganze Geld wieder herein, das der geriebene Spieler ihnen seit einem Jahre abgenommen und das sie längst verloren gegeben hatten, weil gegen ihn doch nicht aufzukommen sei. Sie freuten sich zwar darüber, aber, undankbar, wie die Menschheit einmal ist, sprengten sie doch das Gerücht aus, Rudi Hohenberger sei über Nacht altersschwach geworden.

Einem Manne in den „besten Jahren“ so etwas ins Gesicht zu sagen, erfordert einen gewissen Mut; es fand sich aber doch einer in der Gesellschaft, der diesen Mut hatte und Hohenberger unter dem heuchlerischen Anschein der Freundschaft einmal während des Kartenausteilens erzählte, was „die Leut“ über ihn redeten.“

Die beiden anderen Partner sahen den Gehänkelten neugierig an. Bei der sattfam bekannten Eitelkeit Hohenbergers war zu erwarten, daß er nicht übel „in Saft gehen“ werde. Er brach aber in einer Weise los, daß sie nicht schlecht erschrafen. Statt der gehofften „Heh“ schien das ja ein regelrechter Skandal werden zu wollen. Hohenberger hatte, grimmig an den pechschwarz gefärbten Schnurrbartspitzen zupfend, zugehört; dann brach er auf einmal los: „Eine solche Niederträchtigkeit! Ich bin — ein Fünziger! Wenn ich einen dabei erwische, wie er das infame Gerede weiterträgt, bei Gott! — ich beweis' ihm, wie jung ich noch bin, und schicke dem Kerl meine Zeugen.“

Die ehrsamten Kaufherren und Rentner prallten förmlich zurück vor dem blutdürstigen Wüterich, der so lange unerkannt unter ihnen hingewandelt war. Das Gerücht von der plötzlichen Altersschwäche Rudi Hohenbergers verstummte mit einemmal. Dafür traten zwei andere auf: „Rudi Hohenberger ist übergeschnappt — er will heiraten!“

Ein Spötter, der beide nacheinander zu hören bekam, meinte, sie kämen auf eins hinaus.

Endlich, volle acht Tage, nachdem Hohen-

berger geschrieben hatte, fand der ersehnte Brief sich unter den morgens mit der ersten Post eingetroffenen Sendungen.

„Sie werden mir wegen meines langen



Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin. (S. 148)  
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Schweigens gewiß schon zürnen,“ schrieb Mohnblume ohne Anrede; „aber haben Sie denn eine Ahnung, wie schwer es in unseren Kreisen einem jungen Mädchen gemacht wird, einen Brief, der nicht die Zensur ihrer Angehörigen passieren soll, zu schreiben? In Ihren Kreisen

jüngeren Schwester teilen. Und diese ältere Schwester verfolgt jeden meiner Schritte, jede meiner Handlungen mit scharfen Augen. Ich habe manchmal das Gefühl, als ob selbst meine Gedanken vor diesem Blicke nicht sicher wären.

Heute ist der erste Tag, der mir eine Stunde der Freiheit bringt. Vater und Bruder sind nicht zu Hause, die Mutter in der Küche beschäftigt, die ältere Schwester hat Einkäufe zu besorgen, und die jüngste kommt noch nicht in Betracht. Ich kann Ihnen also sagen, daß Ihr Brief, in dem sich so viel Liebe so beredt ausdrückt, mich im Tiefsten erschüttert hat, und daß ich es mir zum Vorwurf mache, durch meinen abenteuerlichen Streich Verwirrung in Ihr Leben gebracht zu haben.

Denn ein abenteuerlicher Streich war es, daß ich Ihre Annonce beantwortete und zu dem Stellbuchein kam. Ich bin ja eine „glückliche“ Braut. Im Juli soll die Hochzeit sein.

Jetzt werden Sie mich gewiß verachten, daß ich unter diesen Umständen Ihnen so entgegengekommen bin. Aber wenn Sie wüßten, wie es in mir aussieht! — Ich bin ja meinem Bräutigam ganz gut, ich hätte ihn vielleicht sogar lieben können, wenn er in größeren, freieren Verhältnissen aufgewachsen wäre, wenn ihm nicht das enge, gedrückte, kleinliche Wesen des Spießbürgertums so unausrottbar anhaftete. Und doch muß ich es mir noch zur Ehre anrechnen, daß er um mich geworden hat, denn er ist ja ein subalternen Staatsbeamter, während mein Vater nur ein subalternen Privatbeamter ist. Wie ich, die Tochter dieses Vaters, der sich in seinen Verhältnissen und in seinem Kreise ganz wohl fühlt, zu der thörichten Sehnsucht nach dem Großen und Edlen komme, weiß ich nicht; aber diese Sehnsucht lebt in mir, und in dem kläglichen Widerstreit zwischen dem Inhalt meiner Träume und der armseligen Wirklichkeit, die mich umgiebt, ist es geschehen, was ich so gerne ungeschehen machen würde um

Ihret- — und um meinetwillen.

Ich bin Ihnen das Geständnis schuldig, daß Sie einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Damals im Prater schon, und mehr noch bei unserer Zusammenkunft. Und gerade deshalb muß ich Sie meiden. Mein Vater denkt sehr streng, mein Bruder ist Student, meine Mutter hängt so sehr an mir, daß sie sich zu Tode weinte, wenn sie von mir erführe, was sie nicht billigen kann, mein Bräutigam, der so gut zu mir ist — auf alle diese



Ein chinesischer Brautstuhl. (S. 148)

Nach einer Photographie aus der Altchinesischen Sammlung von Frau Louise Schuller in Breslau.

hat ein erwachsenes junges Mädchen sein Zimmer, in das es sich zurückziehen kann, wenn es mit sich allein sein will. Ich muß sogar das Schlafzimmer mit einer älteren und einer

guten Menschen muß ich Rücksicht nehmen, und deshalb darf ich Sie nicht wiedersehen, so gern ich es möchte. Ich kann Sie nur um das eine bitten: seien Sie mir nicht böse und

vergessen Sie mich so rasch als möglich. — Einen Brief werde ich mir noch abholen. Ich möchte so gern von Ihnen hören, daß Sie mich nicht verachten, daß Sie mich nicht für eine herzlose Kokette halten, die aus purem Uebermut Leid und Wirrsal um sich her verbreitet; daß Sie sich in meine Lage hinein-denken können und es verstehen, wie ein heißes, leidenschaftliches Herz sich von seiner Sehnsucht zu Dingen fortreißen lassen kann, die der Verstand dann bei kühler Ueberlegung wider-rufen muß, mag das Herz auch bluten dabei.

Sie schreiben mir noch dieses eine Mal, ja? — Dann aber ist es aus zwischen uns, weil es aus sein muß.

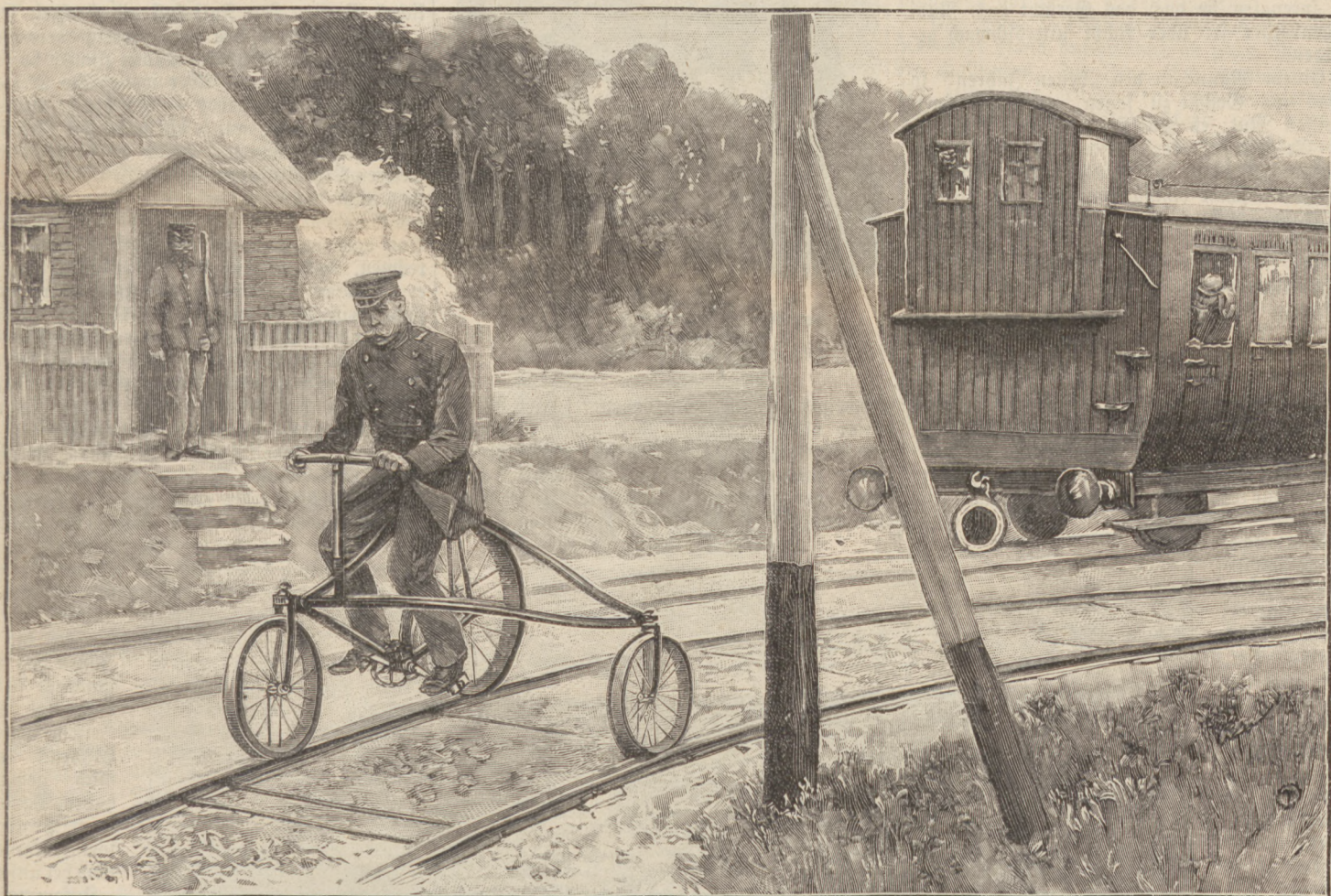
Mohnblume."

Hohenberger, der diesen Brief im Bette

gelesen hatte, ließ sich kraftlos in die K zurückfallen. Jean, der eben mit der Stückschokolade hereintam, entsetzte sich ordentlich über den Anblick seines Herrn. Das altliche Gesicht, an dem noch keine der hundert Verschönerungskünste, in denen Jean ein Meister war, ihr Verjüngungswerk geübt hatte, war weinerlich verzogen. Das dünne Haar stand hin und her, wie von den Händen der Verzweiflung zerzaust, das seidene Nachthemd war am Halse offen und ließ die braune, faltige Haut sehen, dazu die mageren, langen Spinnenfinger, die nervös an der Decke zupften — Herr Rudi Hohenberger, der lebenslustige Millionär, sah einem verzweifelten Alträunchen so ähnlich, daß es zum Grausen und zum Lachen zugleich war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine beträchtliche Verstärkung der deutschen Kriegsflotte bildet das **Linien-schiff „Kaiser Wilhelm der Große“**, das als Flaggschiff des ersten Geschwaders soeben in Dienst gestellt worden ist. Dieses gewaltige Schlachtschiff hat eine Länge von 115 Meter, ist 20,4 Meter breit, geht 7,8 Meter tief, hat eine Wasser- verdrängung von 11,152 Tonnen, Maschinen von 13,000 Pferdekraften und kann in der Stunde 18 See- meilen zurücklegen. Die Bemannung ist außerordentlich stark, zählt 58 Geschütze schweren, mittleren und leich- ten Kalibers, die nach ganz neuen Gesichtspunkten in sechs Stockwerken so übereinander angebracht sind, daß ein wirksames Feuer nach allen Seiten unterhalten werden kann. Der Gürtelpanzer hat eine Stärke von



Fahrrad für Bahnmeister zur Streckenrevision.

30 Centimeter, die Besatzung beträgt 650 Mann. — Die kürzlich erfolgte Gefangennahme des Tagalenhaupts- lings **Emilio Aguinaldo** hat dem Widerstand der Philippiner gegen die amerikanische Herrschaft den Todesstoß versetzt. Aguinaldo ist ein spanisch-malai- scher Mischling, studierte in Manila Medizin, mußte aber wegen revolutionärer Umtriebe vor den Spaniern 1888 fliehen und wandte sich nach Hongkong, von wo er nur zurückkehrte, um den Aufstand gegen die Spanier vorzubereiten. Er war der Führer der Tagalen im ersten wie im zweiten Aufstande gegen Spanien, und nach Ausbruch des spanisch-amerika- nischen Krieges begrüßte ihn das amerikanische Ge- schwader als Bundesgenossen. Als dann aber nach dem Abzug der Spanier die Amerikaner die Insel Luzon in Besitz nehmen wollten, widerlegte er sich dem. Seine Gefangennahme geschah durch Verrat. — In Mecklenburg-Schwerin hat unter entsprechenden Feierlichkeiten der junge **Großherzog Friedrich Franz IV.** die Zügel der Regierung in die Hand genommen. Geboren am 9. April 1882 als Sohn des Großherzogs Friedrich Franz III., war er erst 15 Jahre alt, als sein Vater am 10. April 1897 starb. Er wurde daher unter die Vormundschaft

seines Oheims, des Herzogs Johann Albrecht, gestellt, die mit der Großjährigkeit des jungen Fürsten, dem vollendeten 18. Lebensjahre, jetzt ihr Ende erreichte. — In China spielt bei den Hochzeiten der Reichen und Vornehmen der **Brautstuhl** eine wichtige Rolle. In ihm wird nämlich die Jungvermählte nach der Zere- monie in ihr neues Heim getragen. Der chinesische Brautstuhl — eine geschlossene Sänfte — ist mit kostbaren Stidereien, Bildern, Spiegeln, seidenen Teppichen und bunten Lampen aufs reichste aus- geschmückt. Er wird an zwei lackierten und ver- zierten Bambusstangen von vier Kulis getragen.

### Sahrrad für Bahnmeister zur Streckenrevision.

(Mit Bild.)

Statt der veralteten Draifine ist jetzt bei den preussischen Staatsbahnen für die die Strecke be- sichtigenden Bahnmeister das obenstehend abgebildete Eisenbahnfahrrad eingeführt. Es besteht im wesent- lichen aus einem großen eisernen Hinterrad und einem kleinen Vorderrad. Der Sitz zwischen beiden

und die Kettenübertragung ist wie beim gewöhnlichen Zweirad, aber von beiden Rädern laufen starke Halte- arme hinüber zu dem Begleitrade auf der anderen Schiene. Diese Eisenbahnfahrräder haben sich außer- ordentlich gut bewährt.

### Die Kaskaden des Riesenschlosses auf der Wilhelmshöhe bei Kassel.

(Mit Bild auf Seite 149.)

Die Hauptsehenswürdigkeit der durch ihre Wasser- künfte ausgezeichneten ehemaligen Sommerresidenz der hessischen Kurfürsten, der Wilhelmshöhe bei Kassel, bilden neben der großen Fontäne die Kaskaden, die an dem am höchsten Punkt des herrlichen Parkes gelegenen Riesenschlosses beginnen. Sie stürzen von dort zwischen hohen dunklen Tannen über Stufen, die von 40 zu 40 Meter von Wasserbecken unter- brochen werden, 280 Meter weit hinab, haben eine Breite von 12 bis 13 Meter und sind während der Sommerszeit an Tagen, wo die Wasser springen, das Ausflugsziel von vielen tausend Einheimischen und Fremden.



Die Kaskaden des Riesenschlosses auf der Wilhelmshöhe bei Kassel. (S. 148)

## Die Sübne.

Erzählung von Felix Lilla.

1. (Nachdruck verboten.)

Dicker Nebel, den der flackernde Schein der Straßenlaternen kaum ein wenig zu durchdringen vermochte, lagerte schwer über London in einer Frühlingnacht des Jahres 1821. Der biedere Nachtwächter in der Holbornstraße konnte nicht sehen, was in seiner Nähe vorging, aber er hörte plötzlich etwas Verdächtiges, ein klirrendes Geräusch wie von einem zugeschlagenen Fenster, dann ein Gewimmer.

„Hallo!“ brummte er, „was ist denn da los?“

Im selben Augenblick kam es ihm so vor, als husche im Nebel eine dunkle Gestalt an ihm vorüber.

„Halt!“ schrie er. „He — Ihr da!“

„Geht zum Teufel, Dummkopf!“ rief eine grobe Stimme. Und in der nächsten Sekunde war die Gestalt verschwunden.

Der Nachtwächter machte nun Lärm mittels seiner Schnarre, und einer seiner Kollegen kam herbei, dann auch ein Polizist.

Er teilte den beiden seine Beobachtungen mit. Danach hielten sie mittels einer Blendlaterne sorgsame Umschau, und endlich entdeckten sie nahebei im hohen Erdgeschoß eines schmalen Hauses ein etwas geöffnetes Fenster, in welchem zwei Scheiben zertrümmert waren.

„Da muß es sein,“ sagte der Polizist.

„Wer wohnt in diesem Hause?“

„Eine Frau Harris ist die Besitzerin,“ versetzte der Nachtwächter des Bezirks. „Sie ist Witwe.“

Der Polizist klopfte stark an die Thür des Hauses. Im oberen Stock wurde hastig ein Fenster geöffnet.

„Was giebt's?“ rief eine freischende Frauenstimme. „Wer klopft so fürchterlich? Ist Feuer in der Nachbarschaft?“

„Nein, Madame. Es scheint aber, daß ein Einbrecher in diesem Hause thätig gewesen ist. Das eine Fenster ist zertrümmert, und eben ist vom Wächter im Nebel eine verdächtige Person bemerkt worden, die leider nicht angehalten werden konnte.“

„Gerechter Himmel! Dann muß es unten bei meinem Mieter gewesen sein. Ich komme sogleich.“

Nach einer kleinen Weile wurde die Hausthür aufgeschlossen, die innere Sicherheitsperre setzte ausgehakt und darauf die Thür geöffnet, auf deren Schwelle die Witwe Harris, eine ältere Dame, in hastig übergeworfener Kleidung erschien.

Der Polizist und die beiden Nachtwächter traten ins Haus.

„Wer ist Ihr Mieter, Madame?“ fragte der erste.

„Ein Herr Francis Tyron,“ antwortete die Witwe. „Er ist Rentier, früher war er Kaufmann.“

„Ist er verheiratet?“

„Nein, er ist Witwer.“

„Hat er Kinder?“

„Nur einen Sohn, der jetzt in der Kaufmannslehre ist.“

„Sind Diensthoten in seiner Wohnung?“

„Nein, er lebt ganz allein für sich. Jeden Morgen kommt eine Aufwartefrau zu ihm, die ich ihm empfohlen habe. Zum Mittagessen geht er ins Speisehaus von Nichols.“

Der Polizist klopfte an zwei verschlossene Thüren. Vergebens! Niemand kam, um zu öffnen. Aber leises Gewimmer wurde vernehmbar.

„Hört!“ rief der Polizist. „Er lebt noch, aber er scheint verwundet zu sein. Eile thut not. Die Thür muß schnell aufgesprengt werden. Besitzen Sie ein Stemmeisen und einen Hammer?“

„Einen Hammer habe ich und auch einen scharfkantigen Eisenkeil, der in der Küche zum Holzzerkleinern benutzt wird,“ versetzte die Witwe.

„Bitte, holen Sie beides schnell!“

Das that die Frau. Mit Hilfe des Eisenkeils sprengte der Polizist die Thür auf. Die drei Männer mit der Blendlaterne und die bebende Hauswirtin, sowie deren Magd, die ein Licht hielt, traten in die Wohnung des Rentiers ein.

Dort sahen sie folgendes.

Ein eiserner, in der Ecke stehender Geldschrank war erbrochen und teilweise seines Inhalts beraubt worden. Zweifellos war der Einbrecher durch das Fenster eingestiegen, dessen inneren, nur schlecht verwahrten hölzernen Laden er hatte zurückschieben können.

Dicht bei dem Schranke lag ausgestreckt auf dem Fußboden der Rentier Tyron mit blutüberströmtem Kopfe.

Ein blutiges Brecheisen, welches nahebei lag, bewies, daß dies Instrument zuerst zum Aufbrechen des Geldspindes gebraucht, dann als Mordwaffe benutzt worden sei.

Aber das Opfer war nicht tot, wie der Ruchlose wahrscheinlich geglaubt hatte, als er sich nach geschehener That davonmachte. Nein, Francis Tyron lebte noch, atmete und stöhnte leise.

Die mitleidige Frau Harris bemühte sich zunächst um ihn, so gut sie das vermochte.

Der Polizist schickte die beiden Nachtwächter fort. Der eine sollte rasch den in der Nachbarschaft wohnenden Wundarzt Coans holen, der andere den Kommissar von der nächsten Polizeistation, welcher dort den Nachtdienst hatte.

Doktor Coans kam nach einer kleinen Viertelstunde. Er untersuchte sorgsam die Wunde und sprach sich dahin aus, daß er dieselbe nicht für lebensgefährlich halte, weil die Schädeldecke zum Glück nicht zertrümmert worden sei. Einen zweckmäßigen Verband legte er an. Das dazu Erforderliche hatte er vorsorglich mitgebracht. Es dauerte aber noch bis zum Grauen des Tages, bis Francis Tyron sich so weit erholt, daß er vernehmungsfähig wurde.

Endlich war er einigermaßen dazu imstande. Er fing an, verständliche Worte und Sätze zu murmeln.

Der inzwischen angelangte Kommissar fragte: „Sir, haben Sie den Thäter deutlich gesehen? Können Sie uns eine Personalbeschreibung des Einbrechers geben?“

Tyron nickte und sprach mit schwacher Stimme: „Ja, ich kenne ihn. Es ist ein gewisser Thomas Curtis, der früher bei mir Hausknecht war, als ich noch mein Geschäft in der Farringtonstraße hatte. Damals mußte ich ihn wegzagen wegen schlechter Streiche. Wo er jetzt wohnt, weiß ich nicht. In der Nacht wurde ich aus dem Schlafe geschreckt durch verdächtiges Geräusch; ich sprang aus dem Bette, sah Curtis bei meinem aufgesprengten Geldschrank und rief um Hilfe. Da wurde ich von ihm niedergeschlagen.“

„Er muß Sie für tot gehalten haben,“ sagte der Kommissar. „Zu Ihrem Glück hat er sich getäuscht, und nun wird ihn die Strafe rasch ereilen.“

Es wurde dann festgestellt, daß aus dem eisernen Schrank eine Summe baren Geldes in Gold, Silber und Banknoten zum Belaufe von etwa tausend Pfund Sterling geraubt worden sei, außerdem auch eine goldene Uhr, die auf dem Nachttische gelegen hatte. Einige Schuldobligationen, Aktien und andere Wertpapiere hatte der Räuber nicht mitzunehmen gewagt, sondern sie nur durchgewühlt und dann beiseite geworfen.

Unter solchen Umständen machte es der Polizei nur geringe Mühe, den Verbrecher aufzustöbern.

Thomas Curtis, ein vierundzwanzigjähriger junger Mensch, wohnte mit seiner noch jüngeren Frau Hanna, einer hübschen, aber etwas frech aussehenden Person, in einer elenden Mietwohnung in einem Gäßchen hinter der Paulskirche. Dort wurde er verhaftet.

Zuerst leugnete er. Doch man sagte ihm, daß Francis Tyron lebe und ihn genau erkannt habe. Man fand auch bei ihm die geraubte Uhr, aber nicht das geraubte Geld, welches also wahrscheinlich gut versteckt sein mußte, da die umständlichste und sorgfältigste Hausfuchung ganz vergeblich blieb.

Trotzig ergab er sich dann in sein Geschick und wurde abgeführt. Seiner Frau, die unter einem Strom heuchlerischer Thränen versicherte, daß sie ganz unschuldig sei, da sie gar nichts von der Sache gewußt habe, konnte man nichts anhaben.

Drei Monate später fand die Gerichtsjury statt, an welcher auch Tyron, der gänzlich genesen war, als Hauptzeuge teilnahm.

Curtis behauptete dreist, daß er damals bei seinem hastigen Lauf durch den nächtlichen Nebel sein Taschentuch, in welches er das geraubte Geld gewickelt, verloren habe. Dabei blieb er. Das Urtheil lautete auf achtjährige Deportation nach Neusüdwales.

Seine Frau erbat und erhielt die Erlaubnis, drei Tage vor der Abfahrt des Sträflingstransports nach Australien von ihm Abschied nehmen zu dürfen.

Sie besuchte ihn also im Gefängnis. Da küßten sich die beiden, und Frau Hanna flüsterte: „Sei getrost, mein lieber Thomas! Nach einem halben Jahr folge ich dir nach Australien.“

„Sei aber ja recht vorsichtig!“

„Darauf kannst du dich verlassen,“ wisperte sie noch leiser. „Ich nähe die Banknoten in meinen Unterrock.“

Dann schieden sie voneinander.

Francis Tyron erhielt nur die Uhr wieder, die tausend Pfund mußte er verloren geben. Zum Glück bildete diese Summe kaum den zehnten Teil seines Vermögens.

2.

Gouverneur der australischen Kolonie Neusüdwales war damals Sir Thomas Brisbane. Die Kolonie befand sich in einem sehr üblen Zustande, denn allerlei Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Die Londoner Zeitungen brachten oft Berichte darüber.

Von den älteren Deportierten hatten viele ihre Strafzeit überstanden, worauf sie, frei geworden, sich in Australien ansiedelten, Gärtnerei, Farmerei, Fischerei, Handel, Schankwirtschaft oder irgend ein Handwerk betrieben und dabei meistens gut vorwärts kamen. Auch trafen von Jahr zu Jahr immer mehr freie englische und schottische Ansiedler ein, später auch deutsche. Diesen strebsamen Leuten, die sich in Australien eine neue Heimat gründen wollten, wurden große Vergünstigungen gewährt. Um billige Arbeitskräfte brauchten sie nicht zu sorgen, die Regierung stellte bereitwilligst zu solchem Zwecke ihnen Sträflinge zur Verfügung. Diesen letzteren konnte die Einrichtung natürlich auch nur ganz angenehm sein.

In Sydney war ein eigener Kommissar angestellt für die Vermietung von Sträflingen. Er hieß Jenkins und war ein kleiner dicker Mann mit einer großen roten Nase, welche seine Lieblingsneigung deutlich kennzeichnete.

Im Bureau dieses Herrn erschien eines schönen Vormittags eine junge hübsche, dreist auftretende und gut gekleidete Frau.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte der Beamte höflich. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich heiße Hanna Curtis,“ sagte die Besucherin, sich auf einen harten hölzernen Stuhl setzend. „Habe bei Penrith eine kleine Besitzung gekauft und will da Schankwirtschaft, Gärtnerei und ein bißchen Kleinhandel betreiben.“

„Das kann ich nur loben, gute Frau. Wenn es auch Gott sei Dank an Schankwirtschaften hierzulande nicht fehlt, so kann es doch nicht schaden, daß noch eine dazu kommt mit einer so hübschen jungen Wirtin.“

„Sie sind sehr gütig, Sir! Ach, ich bin eine arme, alleinstehende Frau und brauche notwendig zur Hilfe eine billige Arbeitskraft.“

„Also wünschen Sie vom Gouvernement einen Strafgefängenen, den Sie als Arbeiter brauchen wollen?“

„So ist mein Wunsch, Sir. Es müßte natürlich eine passende Persönlichkeit sein, kein allzu schrecklicher Galgenstrick, vor dem man sich zu fürchten Ursache hätte. Nun, Sir, die Wahrheit ist, ich habe schon eine Wahl getroffen.“

„Hm, hm! Wen denn?“

„Einen gewissen Thomas Curtis.“

„Oho! Curtis heißen Sie ja auch.“

„Ja, Sir. Seinetwegen bin ich nach Australien übergesiedelt.“

„Hm! Es handelt sich also um Ihren Mann?“

„So ist's, Sir. Auf acht Jahre ist er deportiert wegen einer unglückseligen Dummheit, die er gemacht hat.“

Frau Hanna hatte ein Papierchen zum Vorschein gebracht.

„Eine Zehnpfundnote, Sir,“ flüsterte sie. „Könnten Sie dafür nicht ein Auge zudrücken?“

„Ein Auge wohl. Doch das genügt nicht. Ich müßte auch das andere Auge zudrücken können.“

„Ich verstehe, Sir.“

Frau Hanna brachte eine zweite Zehnpfundnote zum Vorschein und überreichte dieselbe.

„Ja, so ist's gut! Hm — kommen Sie morgen um diese Zeit wieder hierher, dann wird der Deportierte Thomas Curtis amtlich Ihnen als Arbeiter zugewiesen werden, wonach Sie ihn gleich mitnehmen können nach Penrith.“

„Ich danke, guter Sir!“ rief Hanna und entfernte sich vergnügt.

Der Kommissar steckte die beiden Banknoten ein, indem er zufrieden murmelte: „Das war wieder so eine nette Nebensportel. Ein gesegnetes Land ist doch dies Australien!“

Hanna Curtis erhielt am anderen Tage richtig ihren Mann, den Sträfling, als Arbeiter überwiesen.

Ein altes Sprichwort sagt zwar: „Unrecht Gut gedeiht nicht!“ Und das mag ja auch in der Regel so sein. Aber keine Regel ohne Ausnahme!

Geradezu erstaunlich gedieh die Schankwirtschaft der Frau Hanna Curtis, dabei auch der Kleinhandel und die Gärtnerei. Ihr Mann, obgleich ein ehemaliger Hausknecht, offenbarte viel praktischen Verstand in Bezug auf geschicktes Spekulieren und Geldverdienen. Er kaufte oder ließ vielmehr seine Frau Ländereien kaufen, die schon nach wenigen Jahren bedeutend im Werte stiegen; auch verließ das Ehepaar zu den hohen landesüblichen Wucherzinsen größere und kleinere Geldsummen. Als Thomas Curtis 1829 seine achtjährige Strafzeit überstanden, die er, mit Ausnahme des ersten halben Jahres, recht gemächlich als „Arbeiter“ bei seiner Frau verbracht hatte, erhielt er seine Freiheit wieder, und nun verließ er Penrith und zog über die Blauen Berge ins Innere, wo er eine große Schäferei begründete.

Kurze Zeit darauf erlag seine Frau Hanna einer tödlichen Krankheit. Etwa ein Jahr nach ihrem Tode verheiratete der erst fünfunddreißigjährige Squatter sich in zweiter Ehe mit der Tochter eines armen eingewanderten Schotten, den er als Aufseher in Dienst genommen hatte.

Aus dieser zweiten Ehe hatte Thomas Curtis einen Sohn, den er Ralph taufen ließ. Er ließ ihn, als der Knabe heranwuchs, zuerst durch einen Hauslehrer unterrichten, dann auf einer teuren Akademie in Sydney, wo der junge Mensch eine vorzügliche Bildung sich erwarb. Später kehrte er auf die Besitzung seines Vaters zurück, die von Jahr zu Jahr sich vergrößerte. Als Ralph zweiundzwanzig Jahre alt war, vermählte er sich mit einer reichen jungen Dame, die ihm ein Töchterchen schenkte, welches den Namen Ella erhielt.

Viele Jahre waren vergangen. Mittlerweile hatte die australische Wollproduktion einen außerordentlichen Aufschwung genommen, die Entdeckung der Goldlager stattgefunden, die Bevölkerung infolge dieser günstigen Umstände sich ganz erstaunlich vermehrt. Thomas Curtis war sehr reich, aber auch alt und schwach geworden. Allgemach begann er sich mit dem Gedanken an den Tod zu beschäftigen, und Gewissensbisse packten ihn. Er konnte des Nachts nicht ruhig schlafen. Im Traume erschien ihm eine Gestalt mit blutigem Kopfe. Da dachte er: „Ich muß gut zu machen versuchen, was ich damals gesrevelt; jenes Kapital von tausend Pfund, womit ich so erfolgreich hier Geschäfte gemacht, muß ich mit Zins und Zinseszinsen zurückerstatten, wenn das irgend möglich ist. Sonst finde ich keine Ruhe im Grabe.“

Der Alte schrieb im geheimen an einen Agenten in London und beauftragte ihn, Nachforschungen anzustellen nach Francis Tyron oder dessen Nachkommen.

Nach längerer Zeit erhielt er die Antwort, daß Francis Tyron schon vor vielen Jahren gestorben sei, ebenso dessen Sohn, der banferott geworden sei durch verfehlte große Spekulationen in Getreide. Der letztere aber habe einen Sohn Namens Francis Tyron hinterlassen, welcher nach dem Tode seines Vaters vor drei Jahren gänzlich verarmt England verlassen habe und seitdem verschollen sei. Doch wolle man weitere Nachforschungen anstellen.

Wie seltsam! Der Räuber jener tausend Pfund Sterling hatte damit in Australien sein Glück gemacht, und die Nachkommen des Mannes, dem jene Summe gehörte, waren verstorben, verdorben, ins bittere Elend geraten.

Doch Thomas Curtis hoffte immer noch, der Londoner Agent werde Tyrons Enkel doch noch aufstöbern.

Er sollte aber diese Gewissensberuhigung nicht erleben. Im April 1872 fühlte der Fünfundsiebzigjährige sein Ende herannahen.

Da hatte hinter verschlossenen Thüren der Sterbende noch eine geheimnisvolle Unterredung mit seinem Sohne Ralph. Der Vater beichtete seine Schande dem Sohne und beschwor ihn, daß er diese alte Schuld gutzumachen versuchen solle, wenn je noch der Aufenthalt des jungen Francis Tyron durch den Londoner Agenten oder sonstwie ermittelt würde.

Tief erschüttert versprach Ralph dies, nachdem er voller Entsetzen diese Enthüllung angehört hatte.

Der alte Curtis starb und wurde feierlich zur Erde bestattet.

Sein hinterlassenes Vermögen an Ländereien, Häusern, Herden und Kapitalien wurde auf rund eine halbe Million Pfund Sterling geschätzt. Einziger Erbe war Ralph.

Den trüben Gedanken an seines Vaters Schuldbekennnis auf dem Sterbebette vermochte

Ralph Curtis nicht aus seiner Seele zu verbannen.

Eines Morgens an einem schönen Frühlingstage ritt er, begleitet von einem Aufseher, nach einem seiner entfernteren Weidegründe. Sein treuer Hund Pluto lief munter mit.

Nach einigen Stunden passierten die beiden ein Wäldchen von Gummibäumen und niedrigem Gebüsch. Plötzlich stuzte Pluto und begann zu winseln, indem er seitwärts lief.

Ralph Curtis und dessen Begleiter wurden darauf aufmerksam; sie folgten dem Hunde. Da entdeckten sie unter einem Baume, auf dem Moose liegend, eine menschliche Gestalt in armseliger Kleidung.

„Ein verunglückter Goldgräber, so scheint's,“ meinte der Aufseher.

„Ein Opfer der Wildnis!“ rief Ralph. „Doch vielleicht ist der Unglückliche noch nicht tot.“

Beide stiegen von den Pferden und bemühten sich um den Verunglückten. Es war ein hübscher junger Mann von etwa dreißig Jahren. Aus Hunger und Entkräftung war er offenbar auf der Wanderung ohnmächtig geworden, und es gelang bald, ihn zur Besinnung zu bringen. Curtis hatte eine Feldflasche mit altem Sherry bei sich und auch einige Biskuits. Damit labte er den Unbekannten.

Nach einer Viertelstunde hatte dieser sich so weit erholt, daß er sprechen konnte. Was er berichtete, war sehr kläglich. Er sei ein armer englischer Kaufmannscommis und vor etlichen Jahren nach Australien ausgewandert, um, wie so viele andere, in dem Goldlande sein Glück zu versuchen. Das sei ihm aber nicht gelungen.

„Wie heißen Sie?“ fragte Ralph.

„Francis Tyron,“ antwortete der junge Mann.

Ralph Curtis erbeute. „Tyron?“ sprach er bedächtig. „Dieser etwas ungewöhnliche Name ist mir doch nicht unbekannt. Sind Sie ein Londoner?“

„Ja, Sir.“

„Wo wohnten Ihre Eltern dort?“

„In Cheapside.“

„Der Tyron, welchen ich meine, wohnte vor reichlich einem halben Jahrhundert in der Holbornstraße.“

„Das war mein Großvater, der ebenso hieß wie ich: Francis Tyron. Er war ein reicher Rentier. Ach, von all den ehemaligen Reichtümern meiner Familie ist nichts auf mich gekommen.“

„Er ist's,“ dachte Ralph. „Da kann kein Zweifel sein!“ Und laut sagte er: „Seien Sie getrosten Mutes, Sir. Ich will für Sie sorgen.“

„Haben Sie eine Schäferei? Wollen Sie mich in Dienst nehmen?“

„Ja. Aber nicht als Knecht, sondern als Sekretär und Buchhalter.“

Francis Tyron war höchst überrascht über solch unverhofftes Glück. Er stammelte seinen innigsten Dank.

„Können Sie reiten?“ fragte Curtis.

„Ja.“

„Wohl, so besteigen Sie das eine Pferd. Das andere werden abwechselnd ich und mein Aufseher benutzen.“

Es geschah nach seiner Weisung. Nach einigen Stunden langten sie im Herrenhause der großen Schäferei an. Auf's Beste wurde dort für den jungen Mann gesorgt.

Dieser jähe Glückswechsel kam ihm anfänglich fast wie ein Traum vor. Er begriff das nicht, erhielt auch vorerst keine Aufklärung. Denn Ralph Curtis scheute sich, ihm solche zu geben.

Dann aber mischte sich die Liebe darein und brachte die Sache zur Entscheidung. Francis

Tyron war ein schöner und gebildeter junger Mann, und Ralphs reizende Tochter verliebte sich in ihn. Gegen seinen Wohlthäter offen zu sein, hielt er für seine Gewissenspflicht. Er bat ihn also eines Tages um eine geheime Unterredung unter vier Augen.

„Sir, ich muß Sie verlassen,“ sagte er. „Ich liebe Ihre Tochter Ella, und sie liebt mich wieder. Ich fürchte, nimmermehr werden Sie, der Millionär, die Hand Ihrer Tochter einem armen Buchhalter zur Frau geben, und deshalb muß ich fort von hier.“

„Durchaus nicht,“ sprach Ralph freundlich. „Verzagen Sie nicht; dazu haben Sie gar keine Ursache. Bester Sir, Sie sind nicht arm, Sie besitzen achtundvierzigtausend Pfund Sterling; die Summe bin ich Ihnen nämlich schuldig.“

„Sie belieben zu scherzen, Sir!“  
 „Keineswegs! Vor nunmehr fünfundfünfzig Jahren hat mein Vater einmal von Ihrem Großvater auf eine etwas sonderbare Art tausend Pfund Sterling — geliehen, und bis auf den heutigen Tag sind noch keine Zinsen für das Kapital gezahlt worden. Nach dem hierzulande geltenden hohen Zinsfuß verdoppelt es sich in zehn Jahren, und diese Verdoppelung, fünfund-einhalbmal gerechnet, ergibt die von mir genannte große Summe. Hören Sie den Sachverhalt!“

Nun erhielt Francis Tyron genaue Auskunft. Er war darüber aufs äußerste erstaunt und ergriffen.

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß Sie meine Tochter Ella heimführen,“ sagte

darauf Ralph Curtis. „Ist doch der ganze Reichtum, den ich besitze, entstanden auf der Grundlage des einst Ihrem Großvater geraubten Kapitals. Mit tausend Freuden gebe ich meine Einwilligung, wenn Sie es nicht verschmähen, die Enkelin des Mannes zu heiraten, der einst so frevelte, der aber, bevor er reuig ins Grab sank, mich beschwor, ich solle seine arge That gutzumachen versuchen. Nun, das thue ich heute. Sind Sie mit der Sühne zufrieden?“

„Sie sind ein edler Mann, Sir!“ rief Francis und reichte ihm die Hand. „Das Vergangene möge vergessen sein. Auf das Grab des Toten soll kein Stein geworfen werden. Seine That ist gesühnt, und kein Schatten davon soll mehr auf die Lebenden fallen!“

Humoristisches.



Immerhin etwas.  
 Hat Ihr neues Mädchen eingeschlagen,  
 Frau Ritter?  
 — Bis jetzt erst einen Spiegel und ein  
 Korridorfenster.



Guter Rat.  
 A.: Wegen des Echos gehe ich keinen Schritt; da hört ma' ja doch nichts  
 G'scheit's!  
 B.: Ja, lieber Freund, Sie müssen's halt von jemand anderem anrufen  
 lassen!

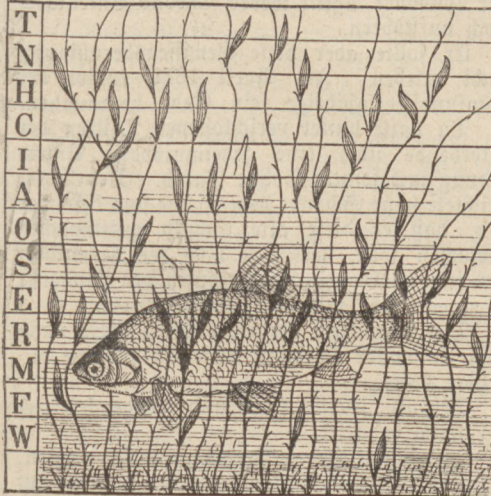
Mannigfaltiges.

**Seltene Postbeförderung.** (Nachdr. verboten.) Eine seltene Verkehrseinrichtung besitzen die Bewohner der kleinen Inselgruppe Vestmannaeyjar, welche südlich von Island liegt, in ihrer sogenannten „Flaschenpost“. Wenn „Flaschenwetter“, das heißt Südwind, ist, und einer der Inselaner ein Postbedürfnis hat, dann vertraut er seine Brieffschaften einer wohlverförrten Flasche an und legt, um gewissenhafter Bestellung sicher zu sein, als Frankatur ein Stückchen Kautabak oder eine Zigarre ein. Der Wind treibt die Flasche sehr bald an den Strand der Mutterinsel, und es finden sich dort zu solcher Zeit in der Regel Suchende, die für die beigefügte Bezahlung bereit sind, den Inhalt der Flasche weiterzubefördern. [—dn—]

**Immer hübsch.** — Der bekannte Karlsruher Baumeister Heinrich Hübsch (1795—1863), wurde öfters wegen seines Namens gehänselt. Auf seine Ausbildung, welche durch weite Reisen sehr gefördert wurde, waren erhebliche Mittel verwendet worden, und so kam zum Beispiel das Wortspiel auf: „Der junge Hübsch hat dem alten Hübsch hübsch Geld gekostet!“

Noch eine andere „hübsche“ Anekdote kursiert über ihn. König Ludwig I. von Bayern stellte ihn einst dem Großherzog Ludwig III. von Hessen mit den Worten vor: „Das ist der Architekt Hübsch; er baut hübsch und hübsch wohlfeil!“ Das letztere war eine Hauptempfehlung in den Augen des sparsamen Bayernfürsten. [—k.]

Bilder-Rätsel „Der Fisch“.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 18:  
 Es schlägt nicht gleich ein, wenn es donnert.

Dichter-Rätsel.

Die nachstehenden Dichternamen:  
 PLATEN, HAMERLING, SCHWAB, HARDENBERG,  
 SEUME, KLEIST, KLOPSTOCK, HAGEDORN,  
 USTERI, CHAMISSO, RABENER, GEROK, WIE-  
 LAND  
 sind untereinander zu sehen und so lange seitlich zu verschieben, bis eine fen'rechte Buchstabenreihe einen weiteren deutschen Dichter nennt. Wie lautet der letztere.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Charade. (Dreißigbig)

Die erste hat von schweren Leiden  
 Den kranken Körper oft befreit.  
 Die letzten müß'n sich, uns zu kleiden,  
 Mit unverdroß'ner Emsigkeit.

Das Ganze strebt mit allen Sinnen  
 Nach Frauenlieb' und Frauengunst.  
 Doch was es spricht, sie zu gewinnen,  
 Ist wertlos meist wie blauer Dunst.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18:

des Logogriffs: Gewandt, Gewand, Wand;  
 des Homonym's: Blätter.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.